

Gebieten erscheint die Kirchweih als das eigentliche Erntefest; nicht selten aber überflügelt heute, was das äußere Bild betrifft, das Erntefest, zumeist am ersten Sonntag im Oktober, die Kirchweih. Von Mitte Oktober an (Gallustag – 16. Oktober) ist nach altem Brauch das auf den Bäumen verbliebene Obst frei für jedermann (Benennung des Einheimens?).

Sinnentsprechend fällt in den Ausgang des Herbstkreises das Gedenken an die Verstorbenen. Allerseelen bzw. Allerheiligen bei den Katholiken, aber nicht mehr nur bei ihnen, Totenfest oder Totensonntag bei den Protestanten sind die Gedenktage (Kirchen- und Friedhofsbesuch, Schmücken der Gräber).

Zeitlich oft noch in das Ende des Sommerkreises fallend, sich aber weit in den Herbstkreis hinein erstreckend, sind die wohl aus alten Fackelläufen entstandenen Laternenumzüge der Kinder mit Lampions oder ausgehöhlten Rüben, jahreszeitlich bedingt, die, teils neu aufgenommen, teils an alte Überlieferungen anknüpfend, sich zunehmend von der Stadt aufs Land verbreiten. Auch hier klingen neben alten Laternenliedchen neue auf.

Durch den ganzen Jahreslauf hindurch zieht sich eine Kette von bestimmten Kalendertagen, die als Heiligtage (wenn heute auch ohne volle kirchliche Beachtung) in der Überlieferung verankert sind: Markttage für Wetterregeln, für Beginn und Abschluß bestimmter Verrichtungen daheim und draußen, nicht nur bei der bäuerlichen Arbeit, sondern auch in mancher Hinsicht bei handwerklichen und sonstigen Berufen. Auch hierbei sollten Überlieferungen von alten auf neue Berufe, Erfahrungsaustausch zwischen Einheimischen und Neubürgern, die Wertschätzung solcher überlieferten Vorstellungen in der Gegenwart beachtet und festgestellt werden. Vielfach haben die Kalenderheiligen volkstäufige Benennung („Eisheilige“, „Eismänner“, „kalte Sophie“).

Eine jahreszeitlich sich in den nun wieder anschließenden Winterkreis einordnende, in ihren Ausprägungen aber für sich stehende Sitte ist die in Stadt und Land in mannigfachen Formen geübte winterliche Geselligkeit. Auf dem Dorf früher in den „Spinnstuben“ lebendig, findet sie heute unter Beibehaltung überliefelter Bezeichnungen (Lichtgang, Stubengang, Lichtkarz, Außenlauf) in der Gestalt geselliger Zusammenkünfte in der Familie oder in der Nachbarschaft ihre Fortsetzung. Sie ragt damit in den folgenden Abschnitt über die Bräuche im Ablauf des menschlichen Lebens ebenso hinein wie in das Kapitel über Leben und Arbeit im Hause (V). Diese Form der überlieferten Geselligkeit kann, wie ehedem die Spinnstuben, erfüllt werden mit allerlei Bräuchen, mit Volksliedern, Gesellschafts-, Geschicklichkeits- und Scherzspielen, mit Musik (Hausmusik), mit alten Sagen, Volkserzählungen und Schwänken, wobei der volkstümliche Lese- und Bildungsstoff (Kalender, Mundartdichtung, Zeitschrift, Zeitung) mitwirkt.

Die Erläuterungen zu Kapitel XVIII werden in Nr. 4 fortgesetzt.

BUCHBESPRECHUNGEN

Zur Archäologie und Kunstgeschichte Schwabens

Im Verlag W. Kohlhammer ist zum 70. Geburtstag von Julius Baum eine 246 Großoktag-Seiten dicke Festschrift mit einem umfangreichen Bilderanhang erschienen, in der Altmeister und jüngere Genossen auf dem Felde der Erforschung Schwabens zum Teil sehr gewichtige Beiträge veröffentlicht haben. Die Leitung lag in den Händen von Dr. W. Fleischhauer, dem berufenen Nachfolgers Baums in der Direktion des württ. Schloßmuseums.

Ich möchte von den 30 hier gesammelten Aufsätzen, die in chronologisch geordneten Fachgebieten dargeboten werden, gerade diejenigen erwähnen, die mir persönlich als die wertvollsten vorkommen. Dabei soll über den Wert der verschwiegenen Arbeiten kein abfälliges Urteil vermutet werden. Jeder Rezensent hat einen beschränkten Interessenkreis, was leicht einzusehen ist.

Im Fache der Vorgeschichte (Paret und Rieh liefern hier Beiträge) hat mich der Aufsatz „Auf den Spuren altkeltischer Religionsübung in Süddeutschland“ von Peter Goessler am meisten gefesselt. Wie aufgeschlossen für neue und fruchtbare Fragestellungen ist doch der Altmeister, so als ob er sich im besten Jünglingsalter befände. Wenn er in den sogenannten Vieredkschanzen, die zahlreich zwischen Schwarzwald bis Odenwald und Main bei uns vorkommen, und die von der dem Positivismus verfallenen Spatenforschung der letzten Dezennien als militärische Stützpunkte angesehen wurden, Spätformen einer vergessenen „Templum-Urform“ erblickt, so begründet er diese zunächst als Konstruktion sich anhörende These überraschend mit deren Lage bei den großen Totenhügeln und Kultmalen, die die Kelten in unserem Gebiet zurückgelassen haben. Als ausgezeichneter Kenner der Druiden-Literatur und neuester deutscher Überlegungen, versucht Goessler vorsichtig tastend eine vor hundert Jahren im Mittelpunkt stehende Frage nach dem Wesen und den Heiligtümer der urkeltischen Religion wiederaufzugreifen, in dem er das Hain-Heiligtum der Germanen in Beziehung zum Druiden-Heiligtum bringt, ja noch mehr, die stereotyp wiederkehrende Vierecksform der Schanzen, die auch der gallo-römische Umgangstempel in der Spätzeit hat, als eine Entwicklungsform zu begreifen, die zwischen einer unbekannten Ur-Form und den Umgangstempeln liegt. Dabei sei es durchaus denkbar, daß die einstige religiöse Bedeutung der Viercke im Laufe der Jahrhunderte in eine politische Bedeutung übergegangen sei. Jedenfalls könnte man in ihnen „einen Gemeingutrest der weit ins zweite Jahrtausend zurückgehenden italisch-keltischen Gemeinschaft“ sehen.

Aus der hochmittelalterlichen Kunstgeschichte seien die Arbeiten von Hans Wentzel erwähnt, der den in Deutschland vorherrschenden Dreinageltypus des leidenden und sterbenden Erlösers auf die Kenntnis des Turiner Leichentuches zurückführt, als einer Realie, die einen authentischen Tatbestand wiedergibt, von Hans Koepf, der die Stuttgarter Parlerpläne neu datiert und untersucht, und vor allem von Adolf Schahl, der gewichtige, aber auch von einer fixen Theorie geführte Ausführungen über die Entwicklung der schwäbischen spätgotischen Staffelhalle bis zu den Jörigen und den rheinpfälzischen Meistern macht. Die Ausdeutungen der Kirchen in Owen und Neuffen scheinen mir nicht stichhaltig zu sein. Ein sehr feiner, geistesgeschichtlich glänzend fundierter Beitrag von Altmeister Dagobert Frey erhellt die Ikonographie der Passionsmystik des Spätmittelalters. Es handelt sich hier um die Einführung Gottvaters an Stelle von Johannes

in die Bildkomposition von Passionsdarstellungen. Dem Pietà-Typus mit Maria gesellt sich ein anderer mit Gottvater als ein Zeichen des „Wechselverhältnisses von Gottvater und Maria in der *Compassio Christi*“.

Eine ergebnisreiche stilgeschichtliche Untersuchung bietet der Wiener Kunsthistoriker Karl Oettinger über das Thema „Schwaben in Österreich“. Er deutet hier Werke des Hans von Tübingen, des Konrad Laib, des Jörg Breu, Maulbertsch, Füger und Schmidt, die als fertige Meister aus Schwaben nach Wien berufen wurden und dort als ortsfremde Meister „häufig das Wesen ihrer Wahlheimat in manchen bedeutungsvollen Zügen tiefer erfassen und klarer aussprechen als die Einheimischen“. Das röhrt nach Oettinger daher, daß der Wiener Hof dann am glücklichsten sich Denkmäler der Kunst gesetzt hat, wenn er, der ganz auf das Höfische und Repräsentative ausging, sich fremde Gegenbegabungen zur Ausführung der Pläne geholt hat, weil der österreichische Stamm dazu sich nicht eignete.

Eine Einführung in das Münz- und Medaillenwesen am Hofe des Herzogs Ulrich bietet sachkundig Elisabeth Nau. Im Fache der Schloßbaugeschichte stechen die Beiträge von Werner Fleischhauer „Das indianische Lack- und das türkische Boiserienkabinett in Ludwigsburg“ und G. S. Graf Adelmann v. Adelmannsfelden über der „Carlberg bei Wrikersheim“ hervor. Besonders in der Fleischhauerschen Arbeit ist man erstaunt über die hochentwickelte Schreinerkunst württembergischer Handwerker, die das ihnen aufgetragene Problem der Ausschmückung in einer Verfahrensweise, die in Württemberg keine Tradition hatte, so großartig zu lösen verstanden. Die neuere Kunstgeschichte ist vertreten durch Arbeiten von Richard Schmidt „Der Schloßplatz in Stuttgart“, ein reizvolles Panorama der wechselnden Gestaltungen bis zum heutigen Bild, und von Theodor Musper, der völlig unbekannte Zeichnungen des genialen Gottlieb Schick, des ersten unter den schwäbischen Klassizisten, veröffentlicht und kommentiert.

Man wird angesichts der vielen Beiträge, die oft völlig neue oder vergessene Gesichtspunkte und Künstlernamen bringen, künftig vorsichtiger sein mit der weitverbreiteten These, in Schwaben-Württemberg sei mit dem sechzehnten Jahrhundert und dem Protestantischwerden des Kernlandes künstlerisch nichts mehr los gewesen.

Ernst Müller

Eugen Bolz, Staatsmann und Bekenner

Wenig Staatsmänner der Weimarer Epoche haben das Glück gehabt, einen so tiefschürfenden, im Glauben und Denken mit seinem Helden geeinten Homer ihres Lebens, ihrer Taten, ihres Nachruhms zu finden wie Württembergs letzter Staatspräsident vor dem schauerlichen Interregnum, wie Eugen Bolz. Nicht der Direktor des Württembergischen Hauptstaatsarchivs Max Miller, sondern der Katholik und Forscher, der um den wilden Zerfall des Deutschen Reiches Leid tragende Politiker Max Miller hat die großangelegte, 564 Seiten umfassende, vornehm gedruckte Lebensgeschichte in einer das Erbauliche mit dem Sachlichen, das Religiöse mit dem Charakterlichen, das Politische mit dem Familiären mischenden, wohl geprüften Genauigkeit und epischen Breite geschrieben, gestaltet, dargestellt und so ein wichtiges Denkmal politischer Literatur des letzten Württemberg allen Freunden des Landes geschenkt.

In einem Vorwort werden vom Verfasser nach redlicher Übung unter den Historikern die Quellen genannt, aus denen die Erzählung hat geschöpft werden können: Bolzens Korrespondenz im Familienbesitz, die sehr ausführlich und mit charakteristischen Auszügen im Haupt-

text zitiert wird, Aufzeichnungen und mündliche Überlieferungen der Mitkämpfer und Freunde zur Erhellung von schwierigen und dunklen Fakten besonders aus der Gefängniszeit, Beurteilungen deutscher Staatsmänner, die mit Bolz zusammengearbeitet haben, Beiträge von Rottenburger Heimatforschern zur Ahnengeschichte der Familie. Selbstverständlich war für den Verfasser die Benützung des reichlich fließenden politischen Materials, als da sind die Reden in den Parlamenten und Ausschüssen, die Anordnungen des Ministers und die Handlungen des Staatspräsidenten. Selbstverständlich war ihm auch die Verflechtung der politischen Taten mit der Geschichte der Zentrumspartei.

Wie die Beifügung im Titel anzeigen, wollte der Verfasser ein Doppeltes gestalten: die Kontinuierlichkeit der deutschen und dann im Vordergrund der württembergischen politischen Geschichte vom ersten Weltkrieg bis 1933, sofern Bolz in ihr eine Rolle spielte, zum anderen die erbauliche Beschreibung einer charaktervollen Persönlichkeit, die an ihrem Gegenstand und ihren Aufgaben in die Sphäre eines Bekenners und Märtyrers aufwuchs, weil sie ihr Amt nicht von der Überzeugung getrennt hat, daß der in ihr verkörperte Katholizismus, das in ihr wohnende Schwabentum und die parlamentarische Demokratie letzte, unantastbare und gegen alle Widersacher zu verteidigende Absoluta und Ideale darstellen. So gesehen ist Millers Biographie auch ein Buch zur Erziehung künftiger Politiker im Rahmen einer bestimmten Weltsicht, ein Buch, das nicht bloß dem Katholiken, das auch der einst führenden Protestantenschicht in Württemberg viel zu lernen und zu bewundern aufgibt.

Im Falle des Politikers Bolz handelt es sich nicht um ein Genie, das mit neuen Ideen hervortritt und um eine Gefolgschaft ringt, vielmehr um einen durchschnittlichen Parlamentarier, der gerade in dem Augenblick seine Laufbahn beginnt, als sein erwählter Beruf sich in der öffentlichen Geltung durchgesetzt hatte und der mit dem Titel eines schlichten Amtsrichters nun von der Pike auf das parlamentarische Leben kennenlernt, getragen von dem Vertrauen seiner Partei, mit deren Wachstum und Einfluß auch der seinige wächst, der fortsetzt, was die Gründer des Zentrums begonnen hatten und dessen Festigkeit und Charakterlichkeit ihn bald an die Spitze bringt, von wo aus die Verwandlung von einem Parteimann in einen Staatsmann nur noch eine Frage des Ausfalls der Wahlen und der Verhandlungen innerhalb einer zu bildenden Koalition ist. Gerade das Durchschnittliche des Laufes scheint uns in der Lebensgeschichte von Eugen Bolz das Besondere und das vom Historiker genau zu begreifende Faktum zu sein. Und da ist es nun dem Biographen gelungen, das Faktische und Durchschnittliche zugleich als das höchst Persönliche eines jungen Mannes darzustellen, der von Natur aus weich und empfindsam war, dem das politische Denken gar nicht ursprünglich lag, der allerlei Gewissensnöte und Hemmungen zu überwinden hatte, bis er die Sphäre des politisch Harten und Empfindungslosen begriffen hatte. Bolz litt unter Stimmungen, er fühlte in sich – übrigens ein typisch schwäbischer pietistischer Zug – eine Sympathie mit dem kontemplativen Leben der Mönche und der buddhistischen Heiligen, eine Art Lebenspessimismus, der ihm die Tore zur Aktion und zur politischen Denkungsart oft genug verrammelt hat. Bolz war schwerlebig – und das verstehen gerade die Besten unter den Protestantenten Württembergs vollkommen. Flacher Ehrgeiz hat ihn nie verlockt.

„Bereit sein wollte er; sich vordrängen, lag ihm nicht“ (S. 67). In der Tat, so kennen die Älteren unter uns Eugen Bolz noch als Staatspräsidenten: Auf seinem Gesicht lag eine distanzierende Milde, eine Art Fernweh nach einer besseren Heimat, seine Bescheidenheit prägte